

Kultur

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **13 (2006)**

Heft 142

PDF erstellt am: **13.07.2024**

Nutzungsbedingungen

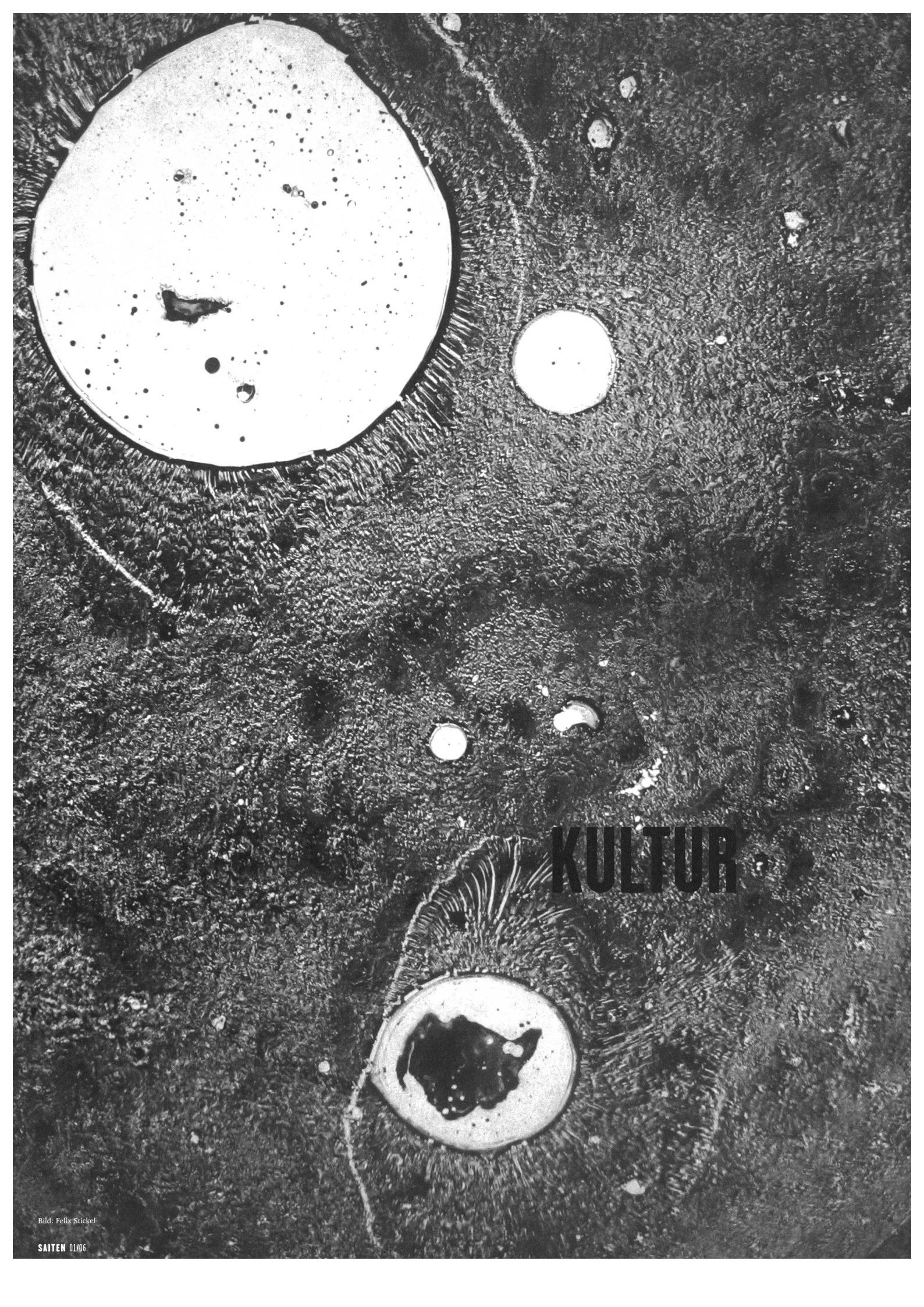
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



KULTUR

DER HEIMLICHE INTENDANT

Er sitzt seit Jahren mit auf der Lokomotive, die den Zug zieht. 2006 wird er ins Ziel einfahren: Werner Signer, geschäftsführender Direktor des Theaters St.Gallen, eröffnet zwei neue Bühnen in der Lokremise und die Festspiele auf dem Klosterplatz. von Kaspar Surber

Steigt man die Brühltor-Unterführung hoch, bemerkt man selbst an einem gewöhnlichen Dienstagabend die überregionale Ausstrahlung des Hauses: Vorne beim Stadtpark blinkt ein Car mit orangem Licht und lädt Gäste aus. Auch die Tiefgarage muss besetzt sein: Der Paillard-Bau mit seinen 800 Sitzplätzen ist ausverkauft. Und das nicht etwa zu Schleuderpreisen. Eben legt die Frau vorne in der Schlange für ihre fünf Tickets zwei Zweihunderternoten auf die Kasse. Auf dem Programm steht «a production licensed by Dodger Stage Holding and Joop van den Ende»: Dracula. Das Musical.

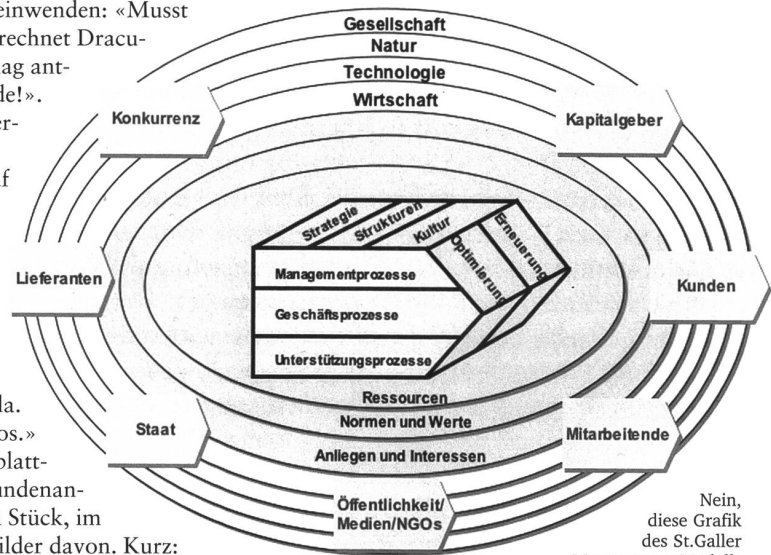
36

Die Schülerinnen im Zuschauerraum versichern sich noch einmal gegenseitig, dass ihre Handys abgestellt sind. Und schon ist Dracula auf der Bühne. Er hat graues Haar und singt: «Transsylvanien ist nicht England, ein neuer Anfang muss sein, ich war zu lang allein.» Darum hat er sich den jungen Anwalt Harker bestellt. Kaum ist der im Schloss, beisst ihn Dracula und ist selbst wieder jung. Man bemerkt es an seinem Haar, es ist jetzt schwarz. Die Verlobte Mina beschwört derweil ihren Harker quer über den Ozean: «Ich schaue ins Meer, doch du fehlst mir so sehr. Wir liefen gemeinsam am Strand, plötzlich nahmst du meine Hand.» Wobei sie dann doch nicht so wählerisch ist: Kaum weilt Dracula in England, verliebt sich Mina in ihn. Harkers Freunde rüsten mit Kruzifix und Knoblauch zum Kampf gegen die Nachtge-
 stalten.
 Erst ist aber noch Pause. Unten im Foyer steht für die Carreisenden das Tablett «Getränke bestellt und bezahlt» bereit. Eine Stärkung kann man brauchen: Was langweilig begonnen hat, bleibt es auch im zweiten Teil. Die Figuren sind stereotyp, wie damals auf der TKKG-Kinderkassette rufen die Verfolger aufgeregt: «Unser Feind ist auf hoher See! Wir nehmen den Orientexpress!» Die Wandlung der Charaktere geht nicht über das Wechseln der Perücken hinaus: Als Dracula sich am Ende freiwillig von Mina abwendet, lässt er sich von ihr einen Pflock in die Brust rammen. Dazwischen die letzten Klischees: Die Guten blond, die Bösen schwarz. Die

Frauen willige Verführerinnen und Verführte. Reaktionär auch die Musik: Heulende Gitarren, wie man sie ungefähr 1977 aus dem Rock vertrieben hat.

Kernkompetenz Musical

Weder glamourös noch gefährlich war es: Als der Vorhang fällt, applaudiert das Publikum höflich. Einzig die sympathischen Schülerinnen stehen auf und kreischen, als sich Dracula verbeugt. Unten vor dem Ausgang warten die Cars. Man mag einwenden: «Musst dir auch nicht ausgerechnet Dracula ansehen!» Man mag antworten: «Eben gerade!». Trägt doch ein Papiersack mit einer mit rotem Lippenstift auf die Wange geküssten Frau die Botschaft des Theaters zu den Leuten: «Unsere Leidenschaft hinterlässt Spuren. Auch bei den Fans von Dracula. Sponsoring by Migros.» Luden doch die Tagblatt-Medien zu einem Kundenanlass zu genau diesem Stück, im «Anzeiger» gab es Bilder davon. Kurz: «Dracula» ist ein gutes Beispiel für das Theater im Zeitalter seiner Ökonomisierbarkeit. Was das genau heisst, erklärt Thomas Bieger, Ordinarius für BWL und Prorektor an der Universität St.Gallen, im Buch «200 Jahre Theater St.Gallen» (eben erschienen als Schweizer Theaterjahrbuch 2005). Der Titel von Biegers Aufsatz heisst: «Das Theater als Unternehmen und regionalwirtschaftlicher Faktor. Kulturstätte oder KMU am Standort St.Gallen?» - «Natürlich», beginnt Bieger, «ist das Theater St.Gallen primär eine Kulturinstitution.» Doch: «Am Schluss entscheidet oft nicht nur die künstlerische Qualität über die Zukunft des Theaters». Und: «Als Erlebnis und Unterhaltungsprodukt steht das Theater heute nicht nur in Konkurrenz zu anderen öffentlichen Unter-



Nein, diese Grafik des St.Galler Management-Modells stammt nicht aus dem Buch der wirrsten Grafiken der Welt ...

haltungsmöglichkeiten wie Kino oder Fussballspielen, sondern auch mit indirekten Konkurrenten wie zu Hause bleiben, selber kochen oder mit Heim-Electronic-Geräten spielen.» Also und naheliegend anhand des «St.Galler Management Modells» (siehe Grafik): «Ziel des Managements muss es sein, das Überleben des Unternehmens und dessen Weiterentwicklung zu erreichen.»

Zu diesem Zweck hat sich das Dreispartenhaus St.Gallen bemüht, «pionierartig im Bereich Musical eine eigentliche Kernkompetenz aufzubauen.» Bieger weiter: «Kernkom-



... sondern zeichnet für die aktuelle Ästhetik am Theater St.Gallen verantwortlich: Im Bild Anwalt Harker im Kampf gegen die Zöglinge von Dracula. Bilder: Schweizer Theaterjahrbuch 2005 / Toni Küng, Herisau

petenzen sind Ressourcen, die auf der Verbindung zwischen Wissen und Überführung desselben in Abläufe und Prozesse beruhen. So hat sich das Theater St.Gallen erfolgreich ein Wissen über Musicals und den Zugang zu den entsprechenden Komponisten und Inhabern der Rechte aufgebaut. Im Ensemble wurde auch die Fähigkeit gestärkt, solche Aufführungen erfolgreich darbieten zu können. Es wurden zudem Fähigkeiten für den erfolgreichen überregionalen Marktaufbau entwickelt.» Wobei es nicht nur auf die grossen Strategien, sondern auch auf die kleinen Dinge ankommt. Nochmals Bieger: «Am Tag der Vorstellung selbst müssen die Infrastrukturen vom Parkplatz über die Empfangshalle bis zu den Toiletten für die Zuschauer bereit sein. Das Theater muss beheizt, gereinigt und auch unterhalten werden.»

Mächtig gezogen

Der Mann, der den Aufbau der Kernkompetenz Musical massgeblich gefördert hat, heisst Werner Signer. Er arbeitet als geschäftsführender Direktor des Theaters in der Villa neben der Brühltorunterführung, und er sagt zu seiner Rolle: «Man muss schon eine Vision

haben, wohin es gehen soll mit dem Unternehmen. Wenn die Lokomotive nicht zieht, fährt der Zug nicht.» Und Signer hat mächtig gezogen: Als Jugendlicher wirkte er in der Dorfoperette Flawil mit, später wurde er Dirigent der Knabenmusik St.Gallen und zu Beginn der Neunziger neben dem Intendanten Verwaltungsdirektor des Theaters. Seit der Absetzung von Intendant Werner Keckeis leiten ein Schauspieldirektor, ein Operndirektor und ein geschäftsführender Direktor gemeinsam die Geschicke des Theaters. Die anderen wechselten, Signer blieb – und spannte seine Fäden. Der Verwaltungsrat des Theaters liest sich heute wie ein Who is Who des ehrgeizigen St.Gallen: Markus Rauh, Swisscom-Verwaltungsratspräsident, Franz Hagmann, Stadtpräsident, Jochen Lange, Chefchirurg, Ulrich Cavelti, Präsident des Verwaltungsgeschichtes, Kathrin Hilber, Regierungsrätin usw. Während Signers Amtszeit änderte sich die gesellschaftliche Abstützung der Institution Stadttheater markant: Im Zug der Individualisierung lösten sich die klassischen Milieus auf – auch das Bildungsbürgertum, das einst 70% der Sitze im Theatersaal abonnierte. Signer handelte: «Weil wir bloss zu zwei Dritteln von der öffentlichen Hand subventioniert sind, mussten wir eine starke Antwort geben. Da haben wir eine Situationsanalyse gemacht, den Zeitgeist erkannt und das Musical und den Tanz substantiell gefördert. Das hat sich letztlich auch finanziell ausbezahlt: Wir haben uns einen Namen erarbeitet. Wir zahlen heute im Musical tiefere Gagen als am Anfang. Vielen dient das Musical als Eingang zur Theaterwelt. Musicals sind auch für Sponsoren breitenwirksam.» Ob es ihn freut, ein Musicalhaus zu sein? «Wenn das heisst, dass wir im Musicalbereich gute Arbeit leisten, dann schon. Wenn das aber meint, dass bei uns nur noch die Oberflächlichkeit zum Tragen kommt, muss ich einwenden: Die Verteilung der aufgeführten Stücke zwischen den drei Sparten Oper/Operette/Musical, Schauspiel und Tanz ist seit zehn Jahren gleichgewichtig. In der letzten Saison nahmen die Oper 39%, Operette und Musical 21%, das Schauspiel 39% und der Tanz 11% ein.» Wobei es auf die Zahlen allein letztlich ja auch nicht ankommt. Es kommt auf die Absicht und ihre Ästhetik an. Hat sich also von der Kernkompetenz aus die leichte, seichte Unterhaltung im ganzen Haus ausgebreitet? Als Nachfolger von Schauspielchef Peter Schweiger, der noch gelegentlich dem Wahn der Woyzecks dieser Welt eine Bühne bot, wurde auf die Saison 04/05 Josef Köpplinger gewählt. Dieser hatte sich vorgängig als Leiter des Musicalfestivals im österreichischen Bruck/Leitha seine Sporen verdient. Signer dazu: «Wir wollten mit dieser Wahl zeigen, dass es auch ein anderes Theater gibt und bewusst einen Bruch zur Ära Schweiger setz-

Subventionen, es zügelt auch noch die Sponsoren ab.» – «Die ganze Unterhaltung könnte man auch als Privater en suite zeigen, und es würde rentieren.» – «Es gibt beim Theater A-Produktionen und B-Produktionen. Schauspielere sind B-Produktionen.» – «Handwerklich ist alles Gezeigte sehr geschickt. Aber wahnsinnig oberflächlich.» – «Ich sah schon länger keinen Grund mehr hinzugehen.» So oder ähnlich tönen kritische Stimmen aus der Stadt. Einer, der auch schon länger nicht mehr hier war, ist Peter Müller, Theaterkritiker des Zürcher «Tages-Anzeigers»: «Ich bin kein regelmässiger Besucher, und das hat seine Gründe. Was etwa in Basel und Luzern passiert, ist spannender, aktueller. In St.Gallen ist alles sehr solid, nicht wahnsinnig aufregend. Nach Peter Schweigers Abgang, der

Das Theater St.Gallen hat die Wahl: Entweder es schaut weiterhin, dass die Toiletten bereit stehen und die First, Premium und Festival Circles gepflegt werden. Oder aber es kriegt einmal noch einen Mutanfall.

ten. Auch um diese zu stärken.» Köpplinger zeigt in der aktuellen Saison Klassiker von Lessing und Tschechow, «Angels in America», «Blutsbrüder» und, im Mozartjahr, «Amadeus».

Kritik aus Zürich

Auf der selben Schiene weiter geht es diesen Sommer auf dem St.Galler Klosterplatz: Der kulturelle Nährboden, den Mönch Gallus im 7. Jahrhundert gelegt hat, soll gemäss Eigenwerbung «neu bestellt werden – dank den St.Galler Festspielen und ihrem Programm voller Höhepunkte.» Aufgeführt wird die Openair-Produktion «Carmina Burana» von Carl Orff und ein «Tanz in der Kathedrale». Die billigsten Plätze auf der steilen Tribüne kosten 70 Franken. Darüber hinaus kann man sich zu den von Jochen Lange angeführten «Freunden der St.Galler Festspiele» gesellen, und zwar entweder zum «First Circle», zum «Premium Circle» oder zum «Festival Circle». In letzterem ist man mit 5000 Franken dabei. Signer: «Wir wollen neues Publikum für das Theater und den Konzertbetrieb gewinnen und die Genossenschaft Konzert und Theater und den Standort Ostschweiz stärken.» Das freut auch die Sponsoren: Die Credit Suisse etwa unterstützt die Festspiele und hat dafür ihre Partnerschaft mit Open Opera gekündigt, womit die nächste sommerliche Aufführung des Theatervereins auf der Kippe steht. Signer dazu: «Auch wir müssen grosse Anstrengungen unternehmen, um Sponsoringgelder zu gewinnen.» «Das Theater kriegt nicht nur Millionen von

auch einmal abseits des Erwartbaren inszenierte, ist mein Interesse noch weiter gesunken. Die Wahl des neuen Schauspielchefs war ein weiterer Schritt zur Vorsicht.» Allerdings, so Müller, «wird überall zurückgeschraubt. In der Schweizer Theaterlandschaft ist ein Roll-Back hin zum Traditionellen und Konventionellen festzustellen. Die festen Häuser sind zum einen enormen finanziellen Zwängen ausgesetzt. Sinkt die Auslastungszahl, geht sofort die Alarmglocke los. Folglich steht die Kasse zuoberst, und wenn sie stimmt, ist auch schon alles in Ordnung. Zum anderen erwartet das Publikum in einer Zeit, in der alles wackelt und rutscht, sichere Werte.» Aber haben nicht schon immer gesellschaftliche Umbrüche die Kunst angetrieben? «Ja natürlich. Die freie Szene ist fernab finanzieller Zwänge sehr lebendig. Früher spielten häufig jene freies Theater, die es nicht nach oben schaffen. Heute können bereits Junge erstaunlich viel und arbeiten hochprofessionell. Ich denke da an Barbara Weber, Roger Vontobel oder 400asa. Vieles von dem, was diese Leute machen, verstehe ich als älterer Theaterkritiker zugegeben nicht. Manchmal ärgere ich mich auch. Aber auf jeden Fall provoziert es mich, und das ist immer noch besser, als im Stadttheater einzuschlafen.»

Unbedingtes Theater

Am Schluss des Buches «200 Jahre Theater St.Gallen» findet sich in diesem Sinn ein lesenswerter Beitrag. Der 25-jährige Berner Theaterautor Andreas Tobler hat ihn geschrieben, und St.Gallen kommt darin nur

am Rand vor. Überhaupt geht es um eine ganz andere als die Strategie in St.Gallen. «Ein unbedingtes Theater», lautet der Titel. «Was morgen geschehen könnte, dem Theater sei Dank». Tobler erhebt die Forderung, «dass Theater gerade in einer Institution wie dem Stadttheater unbedingt, dass es bedingungslos, von jeder einschränkenden Bedingung frei sein sollte.» Das gleiche Recht, das Jacques Derrida für die Universität gefordert habe, müsse auch für das Theater gelten: «Universität und Theater müssen Orte sein, an denen nichts ausser Frage steht.» De jure sei die Freiheit der Kunst in der Schweiz gewährleistet. De facto aber gebe es immer Abhängigkeiten, Beschneidungen, Überschreitungen und Beschränkungen dieser Freiheit: Der Druck auf die Auslastungszahlen schränke den Aktionsspielraum ein.

«Was ein unbedingtes Theater also beansprucht und geniessen sollte, ist über die oft nur behauptete künstlerische Freiheit hinaus eine unbedingte Freiheit», schreibt Tobler. Dabei sei es gerade die Chance der Stadttheater, dass sie ein öffentlicher Ort sind, ein gesellschaftliches Ereignis. Kritische Kunst nämlich müsse nicht eine Position gegen die Gesellschaft und ihr Establishment beziehen, sondern eine Selbstbeobachtung ermöglichen: Mit jeder Aufführung müsse gegen das «So ist es, so war es, so wird es und hat es zu sein» Revolte geleistet werden. Das Theater werde damit zum Joker, «der durch eine Störung eine Verzweigung schafft, an der längst ein Einrichten in die bestehenden Verhältnisse stattgefunden hat.»

Das Theater St.Gallen hat also die Wahl: Entweder es schaut weiterhin, dass die Toiletten bereit stehen und die First, Premium und Festival Circles gepflegt werden. Oder aber es kriegt einmal noch einen Mutanfall. Zum Beispiel, wenn ein Direktionsposten wie der des Schauspielchefs neu zu besetzen ist: Josef Köpplinger ist nämlich bereits wieder auf dem Absprung, er bewirbt sich gemäss der österreichischen Tageszeitung «Der Standard» gerade in Klagenfurt. Zum Beispiel, wenn im Herbst in der Dependence Lokremise zwei neue Bühnen eröffnet werden, vornehmlich für Philipp Eglis Tanz und das Schauspiel. Signer verspricht jedenfalls, dass man dort einem «neuen, jungen Publikum neue, schwierige Themen näherbringen will». Falls nichts passiert, wird es Zeit für eine Debatte. Eine Theaterförderung existiert nicht, freie Gruppen erhalten von der Stadt pro Jahr 110'000 Franken Subventionen. Das Theater und der Konzertbetrieb erhalten von Stadt und Kanton 20.6 Millionen – für eine Geschäftstüchtigkeit auf der institutionellen Seite, welche die Mutlosigkeit auf der inhaltlichen Seite erst mit sich bringt.

PUCK & CO

«Am 25. Januar hat die zweite Produktion unserer Operation Shakespeare im Rosenkeller Premiere: «Puck & Co, ein Sommernachts-traum.» Wie schön wäre es, wieder mal einen grossen Bericht mit Foto zu haben! Ich habe ja wie schon bei «Romeo & Julia» das ganze Stück in viermonatiger Arbeit Satz für Satz gedichtet, überarbeitet, übersetzt, d.h. eine eigene Textfassung erarbeitet, kein einziger Satz im Stück stammt aus einer vorhandenen Übersetzung, sondern wurde von mir gedichtet, aus dieser Übersetzung habe ich dann ein Zweierstück entwickelt, welches, wie gesagt, bis zur Premiere geprobt wird.» Lieber guter Erich Furrer, für ein Bild hat es Platz. Aber leider nur für einen kleinen Bericht. Also: Hermia geht in den Wald, weil sie Demetrius nicht heiraten will. Aber Demetrius folgt ihr, weil er sie doch

will, und Helena folgt ihm, weil sie ihn will. Im Wald hat gerade der Elfenkönig Oberon mit seiner Gattin Titania Krach. Er beauftragt den Waldschrat Puck, seiner Frau einen Zauberblumensaft in die Augen zu träufeln, auf dass sie sich in den Erstbesten verliebt. Aus Mitleid träufelt Puck den Saft auch in die Augen der unglücklich Verliebten. Und weil die Nacht dunkel ist und in ihr alle Katzen schwarz, kommt es zu einigen Verstrickungen. Puck bzw. Kuska Caceres und Erich Furrer, welche alle Rollen selbst spielen, lösen sie mit Geschick und voller Feingefühl. **(ks)**

Keller der Rose, St.Gallen. Mi, 25. Januar, 20 Uhr, Fr bis So, 27.-29. Januar, je 20 Uhr. Di-So, 31. Januar bis 5. Februar, je 20 Uhr. Reservation: Tel. 071 244 12 84 oder info@netzwerkuebuehne.ch. Mehr Infos: www.netzwerkuebuehne.ch.



MACKIE & CO

«Und der Haifisch, der hat Zähne, und die trägt er im Gesicht, und Macheath, der hat ein Messer, doch das Messer sieht man nicht»: Adaptiert von «The Beggar's Opera» des englischen Dramatikers John Gay, durchsetzt mit eingängigen Songs von Kurt Weill, zeichnet die Dreigroschenoper von Bert Brecht das Ganovenmilieu als erschreckendes Abbild bürgerlicher Verhaltensweisen. Im Zentrum der Handlung steht der Strassenräuber Macheath alias Mackie Messer, der Polly, die Tochter des Londoner Bettler-Chefs Jonathan Peachum, heiraten will. Peachum ist damit nicht einverstanden und verpfeift ihn bei Polizeichef Tiger

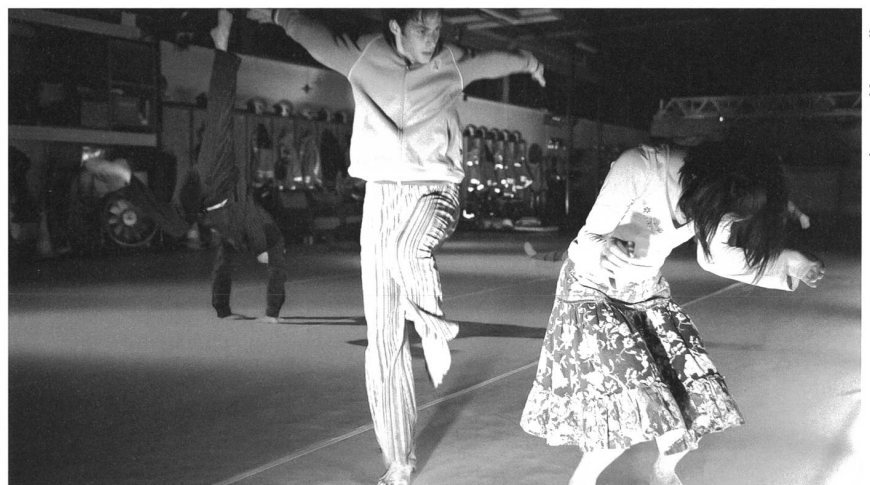
Brown. Bevor Mackie ins Moor von Highgate flüchtet, kehrt er im Hurenhaus der Seeräuber-Jenny ein ... 1928, ein Jahr vor der Weltwirtschaftskrise, erlebte das Stück am Berliner Theater am Schiffbauerdamm seine Uraufführung – und wurde darauf ein Jahr ununterbrochen gespielt. Bis heute oder eben gerade heute scheint es nichts von seiner Aktualität eingebüsst zu haben: Diesen Winter kommt es in St.Gallen gleich zweimal auf die Bühne: Vom 6. Januar bis zum 11. Februar wird die «Oper für den kleinen Mann» im Kugl zu sehen sein, inszeniert vom Kulturverein Scaena unter Regisseur Bruno Broder. Mit der Wahl

des Aufführungsortes will man möglichst breite gesellschaftliche Kreise ansprechen. Im kleineren Rahmen singen Mackie und Jenny am 16. und am 17. Februar im Figurentheater: Das Basler Marionetten Theater gibt ein Gastspiel. **(ks)**

Kugl St.Gallen, Fr, 6. Januar, 20 Uhr, Sa, 7., 19.30 Uhr, Mi, 11., 20 Uhr, Fr, 13., 20 Uhr, So, 15., 17 Uhr, Sa, 21., 19.30 Uhr, So, 22., 17 Uhr, Mi, 25., 20 Uhr, Do, 26., 20 Uhr, Mi, 1., 20 Uhr, So, 5., 17 Uhr, Mi, 8., 20 Uhr, Do, 9., 20 Uhr, Fr, 10., 20 Uhr, Sa, 11., 19.30 Uhr. Mehr Infos: www.scaena-sg.ch. Figurentheater St.Gallen, Do und Fr, 16. und 17. Februar, 20 Uhr. Mehr Infos: www.figurentheater-sg.ch.

EGLI & CO

Sie müssen beide behende sein, die Tanzkompanie des Theaters St.Gallen und die städtische Berufsfeuerwehr. Dass sie deshalb auch aneinander vorbeikommen, zeigten sie an der Premiere im Dezember: Als der Alarm losging, rutschten die Feuerwehrmänner die Stange runter und eilten zu den Fahrzeugen. Die Tänzer hielten kurz inne – und drehten sich weiter. Für seinen mittlerweile vierten Raumgriff hat sich Philipp Egli, nach Stadtpark, Veloverkstatt und Lokremise, das Feuerwehrdepot ausgesucht. Und wie immer verbindet er die Lokalität mit einem poetischen Motto: «Das Spiel mit dem Feuer», heisst es diesmal. Das Feuer als Element der Zerstörung wie der Wärme ist Ausgangspunkt für züngelnden Tanz und heisse Rhythmen. Dazu ertönt ein Klangfeuerwerk, das von Johnny Cashes «Ring of Fire» bis zu «Come on, baby light my Fire» von den Doors reicht. Davor, dazwischen, danach: Das ständige Warten auf den Einsatz. Auf den nächsten Alarm. **(ks)**

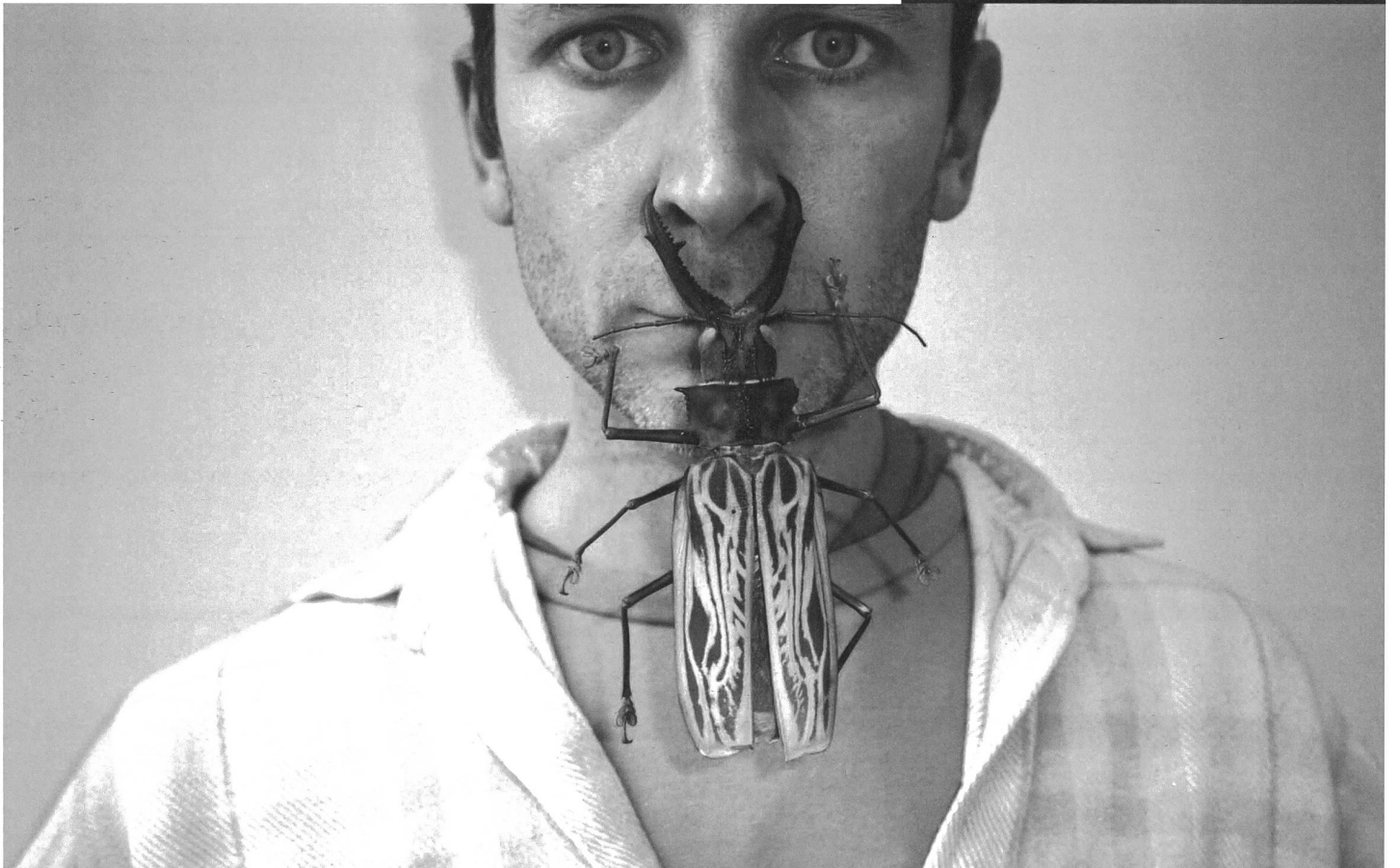


Feuerwehrdepot St.Gallen, Notkerstrasse 44, Fr, 6., Do, 12., Fr, 13., Sa, 21. Januar, jeweils 20 Uhr, So, 15. und 22. Januar, je 17 Uhr. Reservation und Infos: Tel. 071 242 06 06 oder www.theatersg.ch.



40

ABARTIGE SCHÖNHEIT



Die Kunstgärtner im Namen der Biodiversität.

Das Künstlerpaar Gerda Steiner und Jörg Lenzlinger machten den Barocksaal der Stiftsbibliothek St.Gallen zum unerwarteten Ereignis zeitgenössischer Kunst. Sie füllten ihn zum Jubiläum des Untergangs der Fürstabtei mit Blumen, Knochen und Tieren. Aus den Büchern platzt das Leben. Die beiden Künstler sprechen über Biodiversität und Schrumpfköpfe. Interview: Johannes Stieger

Von der Decke regnet es Knochen, aus den Gestellen spriessen bunte Pflanzen. In diesem Dschungel verstecken sich 150 Tiere. Einäugige Waldschrate, doppelköpfige Rehe und andere seltsame Kreaturen nisteten sich im barockprotzenden Saal der Stiftsbibliothek ein. Die massige Feierlichkeit wich einem fröhlichen Wildwuchs. Als hätte eine Horde Biologiestudenten und Gärtner die beste Party der Stadt gefeiert. Eine ältere Frau rutscht mit den grauen Filzpantoffeln über das Parkett. Ein Mädchen eilt staunend von der einen Wand zur anderen. Die Angestellten der Bibliothek stellen einem im Foyer feierlich die LED-Lämpchen auf den grauen Filzschiffen ein, damit der Besucher an den dunklen Winternachmittagen auch mit den Füßen auf Entdeckungstour gehen kann. Gerda Steiner und Jörg Lenzlinger aus Uster pflanzen ihre poetischen Gärten auf der ganzen Welt – jetzt grad kommen ihre Antworten aus Helsinki.

Ihr seid in Finnland. Bringt ihr von dieser Reise Pflanzen und Tiere heim?
Wir installieren im Kiasma in Helsinki den «Schwanensee» für die ARS'06. Im «Schwanensee» fliegen sechs finnische Schwäne durch die Eingangshalle des Kiasma gegen Süden und erreichen einen Balkon, der die Sicht auf die Stadt freigibt. Sie begegnen einer Gruppe weisser Tiere, die sich um einen Altöltümpel versammelt haben, den sie, auf helsinkischen Parkbänken und im Gebüsch sitzend, neugierig betrachten. Hie und da spriest eine Todesblume aus dem herumliegenden Elektroschrott. Aus der Mitte des schwarzen Tümpels wachsen grell pinkige Kristallblumen. In der Luft schweben zarte Drahtgespinste wie Wolken von Fräulein Biodiversität in die Luft gehaucht. Der Besucher setzt sich zu den Tieren auf eine Bank und betrachtet die tiefschwarze Spiegelung im Tümpel. In der finnischen Mythologie ist der Schwan der Wächter zum Jenseits. Alles was wir letzten Sommer in den finnischen Wäldern und auf den Schrottplätzen Helsinkis gesammelt haben, werden wir hier auch benötigen.

Ihr reist viel. Besucht ihr, wenn ihr an einen neuen Ort kommt, zuerst den botanischen Garten oder die Wälder?
Die Reihenfolge spielt keine Rolle. Aber sicher gehören Botanische Gärten und Wäl-

der dazu, falls es welche hat. Es interessiert uns aber auch, welche Unkräuter in der Grossstadt überleben, wie die Menschen den Boden kultivieren, die Flora der Balkon- und Zimmerpflanzen, Dünger aller Art, Bewässerungsanlagen, nicht zuletzt auch, wie es um die Biodiversität der Kunstpflanzen steht.

Die Biologin Florianne Köchlin behauptet ja, Pflanzen seien sensibel und lernfähig. Es gibt Leute, die behaupten dasselbe vom Menschen. Abgesehen davon benutzen Pflanzen, um ihre Samen zu verbreiten, oft die so genannt «höheren Lebewesen». Wären die Pflanzen nicht lernfähig, so wären sie schon lange ausgestorben und die Menschen hätte es gar nie erst gegeben. Eines unserer Zukunftsprojekte ist das Waisenheim für Zimmerpflanzen.

Als was seht ihr Euch: Als Künstler, Gärtner, Inneneinrichter oder Neo-Alchemisten?
Das kann sich von Stunde zu Stunde ändern. Im Moment sind wir heitere Berufterer.

Wo zieht ihr die Trennlinie zwischen Kunst und Wissenschaft?
Wir ziehen keine Trennlinien, denn uns interessieren die Verbindungslinien. Wissenschaftler sind heutzutage oft extrem spezialisiert und dadurch in ihrem Bereich isoliert. Wir suchen sie mit spezifischen Fragen auf, oder weil wir bestimmte Materialien suchen, und oft sind das tolle Begegnungen.

Ist eure Kunst schön, weil sie – im guten Sinn – keinen Zweck hat?
Auch die Schönheit verfolgt ihre Zwecke. Zweckfreie Schönheit gibt es nicht, sonst wäre sie nicht schön, sondern hohl.

Die Kinder haben Freude und rennen stauend durch die Stiftsbibliothek. Ist Kunst vor allem auch Unterhaltung?
Es ist einer unserer Qualitätsansprüche, dass unsere Installationen auch die Kinder ansprechen.

Es sind auch aufgeregte Stimmen über euren Umgang mit der Stiftsbibliothek zu hören. Ja. Das sind heimatliche Erinnerungen an die Expo'02.

Ist es die Aufgabe von Kunst, die in gegebene Räume eingreift und mit ihr spielt, Tatsachen an die Oberfläche zu befördern, die man ohne sie nicht sehen würde?

In der Stiftsbibliothek haben sich über die letzten 240 Jahre all die Emotionen der von Spätbarock und dem Potenzial des Wissens überwältigten Besucher angesammelt. Diese wurden alle von der Bibliothek geschluckt, bis sie so vollgesogen war, dass es zu einem Gefühlsausbruch kam. Wir nennen ihn Seelenwärmer.

Ihr seid inspiriert von Murakami Harukis Buch «Hard Boiled Wonderland und das Ende der Welt». Darin muss der Ich-Erzähler die Seele draussen lassen, damit er den Inhalt der Bibliothek versteht. Soll man bei euren Installationen – und vor allem beim Seelenwärmer – auch etwas vor der Türe lassen, um den vollen Zugang zu haben?

Nein, man muss etwas mitnehmen: Die Filzpantoffeln mit den Leuchten, damit es nicht allzu kopflastig wird.

Hattet ihr Schamgefühle ob all der Historie in der Stiftsbibliothek?

Unser Kübel Schamgefühlverzögerer im Keller ist inzwischen leer. Aber eigentlich wäre hier das Wort Respekt zutreffender.

Habt ihr das Gefühl, dass ihr den Raum dekoriert habt?

Nein, der Raum war schon dekoriert, bevor wir kamen.

Adolf Loos schreibt: «Ornament ist vergeudete Arbeitskraft und dadurch vergeudetete Gesundheit. So war es immer. Heute bedeutet es aber auch vergeudetes Material, und beides bedeutet vergeudetes Kapital.» Gibt es aus eurer Sicht an dieser Aussage etwas zu korrigieren?

Wir schätzen die Arbeit von Adolf Loos. Gerne hätten wir ihn als Schrumpfkopf in unserer Sammlung. Es ist ein lange gehegter Wunsch von uns, einmal einen Bankomaten mit Schrumpfköpfen zu bestücken.

Das Faszinierende in der Ausstellung ist ja, dass der Raum leichter wirkt, obwohl er mit Lastwagenladungen von Tierpräparaten und Pflanzen und Knochen gefüllt ist.

Irgendetwas muss ja Kunst sein am Ganzen. Diese Leichtigkeit und den Schwung rein zu bringen, war harte Arbeit. Das Ganze war nur möglich, weil wir von den Leuten der Stiftsbibliothek volles Vertrauen genossen. Die Bibliothek selber ist ein in sich geschlossener Raum, wo man nicht aus dem Fenster schauen kann. Es herrscht darin eine angenehme Konzentration, die einem alles von draussen vergessen lässt.

SAWI

KULTURMANAGER/IN

Kursstart am 6. April 2006 in Zürich

Mit grossem Erfolg führen wir seit 6 Jahren die Ausbildung Kulturmanager/in als berufsbegleitenden Lehrgang durch. Zur Erlangung des SAWI Diploms Kulturmanager/in verfassen die Teilnehmer/innen eine Diplomarbeit und legen eine schriftliche Prüfung ab. Diese praxisbezogene Ausbildung bietet nach erfolgreichem Abschluss besondere Übertrittsmöglichkeiten in alle Kulturmanagement-Lehrgänge der deutschen Schweiz an Universitäten und Fachhochschulen.

Informationsabende:

9. Januar 2006 in Zürich

12. Januar 2006 in Bern

17. Januar 2006 in Luzern

Reservieren Sie sich Ihren Platz an einem der Informationsabende und verlangen Sie die ausführliche Kursausschreibung. Rufen Sie einfach Frau Eva Castagna an: 032 366 70 40 oder senden Sie ein Mail an e.castagna@sawi.com.

SAWI Schweizerisches Ausbildungszentrum
für Marketing, Werbung und Kommunikation
Zentralstrasse 115 Nord, Postfach 7002, CH-2500 Biel 7
Tel. 032 366 70 40, Fax 032 366 70 49, www.sawi.com, e-mail: info@sawi.com

GBS

Gewerbliches
Berufs- und
Weiterbildungszentrum
St.Gallen

WB

Weiterbildung

Davidstrasse 25
9000 St.Gallen
Telefon 071 226 58 00
Fax 071 226 58 02
www.gbssg.ch

Weiterbildung

Kurse für Gestaltung

- Grundlagen-Kurse. zwei- und dreidimensionales Gestalten
- Fotografie, Typografie, Kalligrafie

Mediendesign

- MAC OS X (Grundlagenkurse)
- InDesign, Illustrator, Photoshop, Acrobat, QuarkXPress
- Videokunst, Trickfilm-Animation, Digitale Fotografie, Website-Erstellung

Lehrgänge

- Visuelle Kommunikation HF
- Weiterbildungsjahr Farbe-Form-Raum FFR
- Auszubildner SVEB
- Coach und Trainer ECA

Fremdsprachen

- Spanisch, Italienisch, Englisch (inkl. Diplommkurse)

Gerne organisieren wir für Sie auch Kurse, welche die spezifischen Bedürfnisse Ihres Unternehmens abdecken.

Verlangen Sie die aktuellen Kursunterlagen.

eine Bildungsinstitution
des Kantons St.Gallen



**SKM Studienzentrum
Kulturmanagement
Universität Basel**

Wo Management wirkt — und Kultur Kultur bleibt.

- Masterprogramm Kulturmanagement / MAS UniBS
- Weiterbildung in Kultur- und Stiftungsmanagement
- Beratung und Unterstützung kultureller Institutionen

Informationsveranstaltung Masterprogramm Kulturmanagement

Studiengang 2006-2008: Beginn Oktober 2006

Donnerstag, 19. Januar 2006, 19.30 bis ca. 21 Uhr

Die Studienleitung informiert über das berufsbegleitende Weiterbildungsangebot: Ziele, Lehrinhalte, Dozierende, Methoden, Zulassung, Arbeitsaufwand, Zertifizierung usw.

Anmeldung nicht erforderlich.

SKM, Rheinsprung 9-11, 4051 Basel
Weitere Informationen: T061 267 34 74 oder
www.kulturmanagement.org

YOGA

für Körper
Geist
und Seele

Yogakurse

Unser Unterricht ist dynamisch und belebend, aber auch einfühlsam, entspannend und rückengerecht. Die Kurse sind für alle Menschen unabhängig von Alter, Geschlecht und körperlichen Fähigkeiten geeignet. Konzentration und der nötige Humor geben dem Unterricht die spezielle Note.

Kursort:
Steinachstrasse 77, St.Gallen

Kontakte:
Gabriela Christen
gabriela@yoga-sg.ch
079 704 27 37, 071 223 33 80

Clementina Maeder
clementina@yoga-sg.ch
079 245 55 00, 071 223 33 43

Beginn jederzeit möglich

weitere Informationen unter
www.yoga-sg.ch

Ist es so, dass sich der Raum durch eure Arbeit verflüchtigt – sich durch die Objekte in unzählige Ebenen auflöst?

Umgekehrt, unsere Arbeit verflüchtigt sich darin. Aber die Feinheiten, welche der Besucher entdeckt, eröffnen ihm neue Ebenen in diesem mächtigen Raum. Deshalb ist es auch sehr schwierig, diese Installation zu filmen oder zu fotografieren. Denn der Besucher nimmt sie nur durch die Verschiebung seines eigenen Blickwinkels wahr.

Agiert ihr bei dieser Art von Ausstellung als Regisseure, und eure Assistenten platzieren die unzähligen Objekte? Ähnlich, wie wenn man zu Hause ein Bild aufhängt, und jemand hält es hin, und der andere schaut, ob es gerade zu hängen kommt?

Um eine so vielteilige Ausstellung innert kurzer Frist einzurichten, sind wir natürlich auf Helfer angewiesen. Glücklicherweise haben Vorkurschüler aus St.Gallen und drei Freunde von uns tatkräftig mitgewirkt. Die Arbeit wird dadurch nicht unbedingt einfacher, da wir für alle Helfer mitdenken müssen. Unsere Installationen entstehen ja nie nach Plan, sondern wachsen direkt vor Ort.

Ihr benutzt die Objekte weiter. Steht bei euch im Garten in Uster eine grosse Halle, wo ihr all die Objekte lagert und archiviert habt?

Kartonschachteln. Hunderte von Kartonschachteln: Im Keller, in der Waschküche, zwischen den Velos, unter dem Stubentisch, in den Gängen, im Treppenhaus, zwischen den Schränken, im Kühlfach, auf dem Estrich und ohne System. Wenn wir etwas suchen, findet es unser Instinkt.

Zum Schluss noch ein Blick in die Zukunft. Die Stiftsbibliothek könnte in ihrem jetzigen Zustand das Studierzimmer eines sehr motivierten Professors sein. Da hat es ein doppelköpfiges Reh, ein einäugiges Wald-Irgendetwas, vierhornige Rehe und bunte Pflanzen. Könnte man mit Hilfe der Gentechnologie gute Kunst machen?

Die Natur spielt schon seit jeher mit den Genen, und da auch die Menschen zur Natur gehören, ob es ihnen passt oder nicht, haben sie auch den Drang mitzuspielen – das ist natürlich. Würde die Gentechnologie einen Beitrag zur Artenvielfalt leisten, könnte man durchaus Kunst damit machen. Aber leider passiert im Feld der Weltwirtschaft das Gegenteil.

«Seelenwärmer» von Gerda Steiner und Jörg Lenzlinger ist bis am 29. Januar in der **Stiftsbibliothek St.Gallen** zu sehen. Mo-Sa, 10-17 Uhr, So 10-16 Uhr. Mehr Infos: www.stiftsbibliothek.ch

Zur Ausstellung ist ein Katalog mit dem Vorwort von Haruki Murakami erschienen. Zu Kaufen in der Stiftsbibliothek selbst und in den Buchhandlungen.

RADIERUNGEN

1606 in der Universitätsstadt Leiden geboren, wurde der Name Rembrandt Harmensz van Rijns zum Inbegriff des Goldenen Zeitalters, jener einzigartigen Blütezeit Hollands im 17. Jahrhundert. Die junge Nation avancierte zur führenden See- und Handelsmacht, und Tausende Maler vollbrachten künstlerische Höchstleistungen. Rembrandt führte in der Handelsmetropole Amsterdam eine einflussreiche Akademie mit zahlreichen Schülern und florierendem Werkstattbetrieb. Seine Experimentierlust und technische Brillanz zeigen sich nirgends so deutlich wie in der Radierkunst, im doppelten Sinn: Mit einer nie da gewesen Intensität der Darstellung und Dramatik der Lichtführung machte er die Ätztechnik erst zum künstlerischen Ausdrucksmittel. Zum anderen machen die Radierungen die Genese seiner Bilder nachvollziehbar, indem Abzüge ein und derselben Druckplatte das betreffende Sujet in verschiedenen Bearbeitungszuständen dokumentieren. Aus einer bisher noch nie gezeigten Schweizer Privatsammlung hat das St.Galler Kunstmuseum nun eine Ausstellung zu Rembrants Radierungen zusammengestellt. Neben Szenen aus dem Alten und Neuen Testament, die in der Bildwelt des Künstlers eine herausragende Stellung einnehmen, finden sich frühe Bettler- und Alltagsdarstellungen, Landschaftsbilder sowie Selbstbildnisse. Ergänzt sind sie um Gemälde von Schülern und Zeitgenossen. Der Vergleich mit diesen Werken führt vor Augen, wie «far-



big» die Lösungen sind, die Rembrandt im schwarz-weißen Medium der Druckgraphik gefunden hat. Im Bild: Ein Gelehrter in seinem Studierzimmer, um 1652. (ks)

Kunstmuseum St.Gallen, bis 26. März. Di-Fr, 10-12 und 14-17 Uhr, Mi bis 20 Uhr, Sa und So, 10-17 Uhr. Mehr Infos: www.kunstmuseumsg.ch

VERSCHWÖRUNGSTHEORIEN

Wenn die Böden wackeln, schießen die Verschwörungstheorien ins Kraut. Und wenn nach 1945 viele glaubten, die antijüdischen Traditionen Europas seien ein für allemal diskreditiert, so ist das Gegenteil der Fall. Im Zeichen von Globalisierung und Migration, auf der Suche nach festen und unverrückbaren Identitäten, erleben antijüdische Verschwörungstheorien derzeit eine überraschende Renaissance – in der christlichen wie in der islamischen Welt, und auch dort, wo gar keine Juden leben. «Anlass dafür scheint immer wieder der Konflikt um Israel und Palästina zu sein. Doch vielleicht ist es umgekehrt: Negative wie positive Phantasien über «die Juden» laden den Konflikt im Nahen Osten auf, als ginge es um das Schicksal der Welt. Schauen wir uns diese Phantasien einmal genauer an», schreibt das Jüdische Museum im Vorarlbergi-

schen Hohenems. In seiner aktuellen Ausstellung zeigt es jüdenfeindliche Darstellungen aus allen Jahrhunderten, die Gideon Finkelshtein gesammelt hat: Nippes und Schiessbudenfiguren, Bierkrüge und Spazierstöcke, Aschenbecher und Karikaturen, Porzellan und Gemälde, mit denen Menschen in Europa ihren weit verbreiteten Phantasien über Juden nachgingen. Die 400 Objekte sollen zur Diskussion herausfordern, über das «Bild des Juden» und andere Verschwörungstheorien nachzudenken – was offensichtlich einem Bedürfnis entspricht. Wegen grosser Nachfrage wurde die Ausstellung bis Ende Mai verlängert. (ks)

Jüdisches Museum Hohenems, bis 28. Mai. Di-So, 10-17 Uhr. Mehr Infos: www.jm-hohenems.at



The Moldy Peaches auf ihrer einzigen Europa-Tournee im Jahr 2002 in Wiesbaden.

44

WAS DAVOR WAR

In seinem neuen Buch geht Martin Büsser dem Phänomen Antifolk nach, das von Beck bis zu Adam Green reicht. Und kommt zum Schluss: «Antifolk ist für Folk, was Punk für Rock war». Zu überprüfen gilt es das am 14. Januar im Hafengebäude Rorschach. Büsser wird mit Platten anreisen, den anderen sind Block und Stift empfohlen. von Daniel Ryser

Martin Büsser kommt zum zweiten Mal nach Rorschach. Im Gepäck hat er sein Buch «Antifolk. Von Beck bis Adam Green». Der Musikjournalist ist ein Profi. Wenn Adam Green heute bekannt ist, dann ist klar, dass Büsser ihn vor vier Jahren bereits interviewt hat, als noch kein Schwein seinen Namen kannte. Greens Band hiess damals Moldy Peaches. Sie hatten soeben, am 11. September 2001, ihr Debut-Album veröffentlicht mit der Single «New York City Is Like A Graveyard». Darin werden die Wolkenkratzer New Yorks zu Grabsteinen, es fallen Zeilen wie «All the yuppies getting married/all the yuppies getting burried».

Die Band nahm den Song aus dem Programm. Weniger wegen den Zeilen, sondern weil es offenbar zum Charme dieser neuen Low-Fi-Bewegung gehört, dass man auf der Bühne Textpassagen vergisst und sich darüber dann halb tot lacht – und das «wäre irgendwie ein bisschen zynisch gewesen, schliesslich hat der Song mit dem 11. Septem-

ber nichts zu tun», sagt ein sehr junger Adam Green im Interview mit Büsser. Kurz darauf dann schrieb das Feuilleton der «Zeit» über die Bewegung: «In jedem einzelnen Antifolkie steckt mehr New York als in allem, was die Stadtmagazine Woche für Woche hinauspusten.»

Damals also trat die Band in Wiesbaden auf, und Testcard-Redaktor Büsser war im Publikum und mutmasste, dass es möglicherweise doch einen Zusammenhang gibt zwischen den Terroranschlägen und der immer bekannter werdenden Band: «Obwohl die Moldy Peaches eine gehörige Portion Witz besitzen, kündigten ihre Musik und die mit dieser Musik verbundene Haltung einen Wertewandel an, der mit dem Postulat vom «Ende der Spassgesellschaft» und den emotionalen Befindlichkeiten nach dem 11. September korrespondierte.» Am Ende des Konzerts umarmte die Band jede Besucherin, jeden Besucher. «Die Geste konnte zu jenem Zeitpunkt gar nicht anders als politisch gelesen

werden, war ein rührender Ausdruck von Schutzbedürftigkeit und dem Wunsch nach Zusammenhalt», schreibt Büsser in seinem Buch.

Zusammenhänge schaffen

Der Betreiber des Ventil-Verlags wird in seinem Vortrag erklären, was es mit dem New Yorker Sidewalk-Café auf sich hat, einem Ort, ohne den es die Karrieren von Beck Hansen oder Adam Green wahrscheinlich nicht gegeben hätte. Dort nämlich, an den inzwischen legendären Open Mic Sessions, machten diese beiden ihre ersten musikalischen Gehversuche als Live-Musiker. Büsser beschreibt das Phänomen Antifolk, «das für Folk ist, was Punk für Rock war», und die Rückkehr der Musik von strukturlosen Techno zum klassischen Song bedeutete. Es empfiehlt sich, zu Büssers Vortrag Block und Stift mitzunehmen, denn die von ihm vorgelegten Musikbeispiele sind meistens wunderbar. Aber am nächsten Morgen und ein paar Biere

Autor und Fan Büsser.

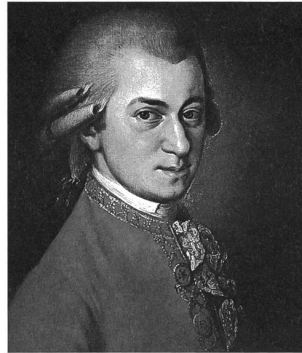


später summen zwar noch die Melodien im Kopf, doch die Namen fehlen. Eins hat Büsser, wandelndes Lexikon für verschrobene Musik, bei seinem ersten Besuch in Rorschach gezeigt, als es unter anderem über das Musiker-Kollektiv Anticon referierte: Ein Vortrag von ihm ist fast so gut wie ein guter Konzertabend mit einer Musikerin, einem Musiker der vorgestellten Szene. Büsser schafft Zusammenhänge. Denn vor Adam Green war Beck war Allen Ginsberg war David Peel war Bob Dylan war Woodie Guthrie. Vor Antifolk war Folk. Und weil es alles irgendwie schon einmal gegeben hat, ist es gut, Profis wie Büsser zu haben, die bei neuen Bewegungen wissen, wo die Einflüsse zu suchen sind.

Hafenbuffet Rorschach, Samstag, 14. Januar, 20 Uhr. «Antifolk» von Martin Büsser ist im Ventil-Verlag erschienen.

IN DER KIRCHE

Zugegeben: Wer in diesem Jahr Wolfgang Amadeus Mozart in sein Programm aufnimmt, ist nicht besonders originell. Umso mehr werden seine Werke mit noch grösserem Aufwand produziert. Und alle zeigen Mozarts Schaffen selbstverständlich von einer ganz neuen Seite. Der unermüdlische St.Galler Mario Schwarz ist trotzdem an eine kleine Trouvaille geraten. Mit seinem Collegium Musicum St.Gallen und dem Kammerchor Oberthurgau bringt er eine Messe zur Aufführung, die Mozart nicht fertig komponiert hat: die c-moll KV 427. Robert Levin, Pianist und Musikwissenschaftler an der Harvard University, Massachusetts, hat das Werk vervollständigt und 2005 uraufgeführt. Mit den neuen Partituren gelangt nun eine traurig-schöne Geschichte aus Mozarts Leben wieder an die Öffentlichkeit. Mozart hatte sich in Constanze Weber verliebt, das ist allgemein bekannt, und ganz besonders liebte er ihre soprane Stimme. Als er versprach, sie zu heiraten, legte er gleichzeitig das Gelübde ab,



eine Messe zu komponieren, die eine eigens für Constanze geschriebene Sopranpartie enthält. Es war die Messe c-moll KV 427. Die erste Hälfte war rasch verfasst, und Mozart drängte darauf, mit seiner Frau nach Salzburg zu fahren, um das Werk erstmals vorzuführen. Constanze erwartete aber bereits ihr erstes Kind, weshalb sich Mozart noch eine Weile gedulden musste. Raimund Leopold kam im Juni 1783 zur Welt. Levin schreibt, dass Auszüge der Messe zur strahlendsten, zärtlichsten Musik gehören, die Mozart je geschrieben hat. Was Liebe nicht alles bewirken kann. Und trotzdem: Obwohl ein Aufführungstermin bereits bestanden hätte, Mozart hat das Werk nie vollendet. Kaum zwei Monate nach der Geburt starb Raimund Leopold. Das Konzert in der Laurenzen-Kirche gilt als Schweizer Erstaufführung. Die Sopranpartie Constanze Webers singt Eva Oltivanyi. **(sab)**

Wolfgang Amadeus Mozart: Messe c-moll KV 427. Fr, 27. Januar, 20 Uhr. **St. Laurenzen St. Gallen.**

45

IN DER AULA

Willy Bogner war schuld an den unsäglichen Overallis auf den Skipisten. Die Anzüge stellten im bunten Gewusel wieder klar, wer Geld hat und an der Talstation in einen dicken Schlitten steigt. Derselbe Bogner drehte 1986 den Streifen «Fire and Ice». Ob die Trogener Konzertveranstalter vom Kultstreifen inspiriert wurden, sei an dieser Stelle mal dahin gestellt. Der Abend startet mit dem Metal der Churer Intoxicat. Die zwölf Jahre alte Band, hat ihren Sound vom reinen Heavy-Metal weiter in ihre persönliche Richtung getrieben. «Drowning», ihre letzte Platte, erhielt im Metal-Hammer hervorragende Kritiken. Da schmelzt es wohl den besten Bogner-Anzug weg. Fröhlicher wirds, wenn man den Namen der Hauptband hört: Les Babacool. Schon im letzten Jahr setzten die Veranstalter des «Feuer und Eis Festival» auf die Mischung von Rockbands und



Bands, die den Bassgürtel enger schnallen. Musik zum Tanzen auf alle Fälle. Les Babacool aus München zelebrieren eine geballte Ladung Energie und Lebensfreude. Ihre Freude am Vermischen verschiedener Genres resultiert in ihrem selbst erfundenen Stil: Raggafunkin. Und dann, nach Mitternacht, kommt mit der Eggippa Fifauter der Hip-Hop auf die Bühne. Die drei Jungs kommen aus Fribourg und rappen im Senslerdialekt. Squalid vom Label Localform legt zum Schluss noch Platten auf. Das dürfte ein später Abend in dieser Trogener Winternacht werden. Also richteten die Veranstalter, jung und ehrenamtlich arbeitend, 50m neben dem Konzertort eine Sleeping Zone ein. Zum Glück eine andere, als wir sie von St.Gallen kennen. **(js)**

«Feuer und Eis-Festival», Sa, 21. Januar, 19 Uhr. Aula der **Kantonsschule Trogen** statt. Mehr Infos: eisbrand.ch

<p>JANUAR KINOK</p>			<p>1- mysterious skin 2- building the gherkin</p>
<p>Cinema www.kinok.ch Grossackerstrasse 3 9006 St.Gallen T +41 71 245 80 68 / F 245 80 89 Bus N° 1 & 7 St.Fiden</p>			<p>3- status yo! 4- palindromes</p>



ammarkt



Ein Schützengarten ist überall.

Die älteste Schweizer Brauerei kann es auch ohne Alkohol. Das beweist die mittlerweile 13. DLG-Goldmedaille – diesmal für Schützengold alkoholfrei!


Schützengarten
Ein vortreffliches Bier.

COMEDIA

Katharinengasse 20, CH-9004 St.Gallen, Tel./Fax 071 245 80 08, medien@comedia-sg.ch

MUSIKBUECHER. PUNK. JAZZ. REGGAE. SALSA. ROCK. POP. ELECTRO. DIEDERICHSEN. BUESSER. NONHOFF. RITA MARLEY. DYLAN. BARRY MILES. EKKEHARD JOST. GREIL MARCUS. NICK MASON. ROUGH GUIDE...

www.comedia-sg.ch mit unseren Buch-, Comic/Manga- und WorldMusic-Tipps und dem grossen Medienkatalog mit E-Shop!

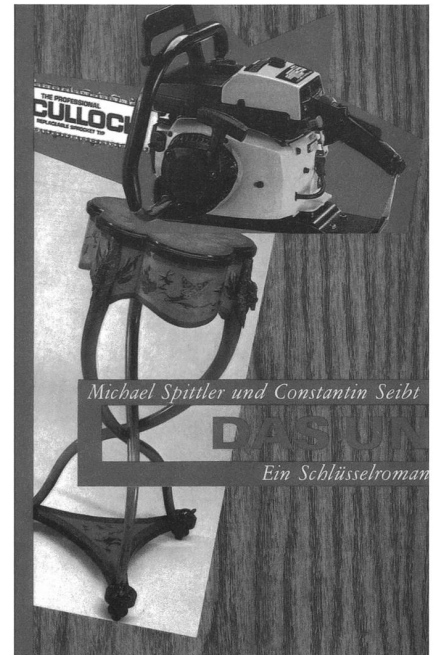


EUTERBOXENDER PRIVATDETEKTIV

Michael Spittler und Constantin Seibt haben einen Krimi geschrieben. Wann, weiss ich nicht. Und das ist doch auch egal, bei einem «Schlüsselroman». Heissen tut das gute Buch «Das Un-Glück». Und der Klappentext allein wäre eine Literatour wert. Da erfahren wir nämlich, dass die zwei Autoren sich kennenlernten, als Constantin Seibt noch Carlotta hiess und Michael Spittler Schlagzeuger des St.Galler Trachtenquintetts war. Also vor einer ganzen Weile. Die zwei beschlossen, die Welt zu verändern und schrieben eben diesen Schlüsselroman um den Privatdetektiv Samuel D. Riley, eine Figur irgendwo zwischen Philip Maloney und Nick Belane aus Bukowskis letztem Roman «Pulp». Ständig in Begleitung von John Thomas (wohl Whiskey) sucht er den verschwundenen Mann der grünen Frau und die verschwundene Leiche des Mannes der roten Frau. Letztere lässt «in seinem Hirn lauter kleine Anarchisten laufen, die fleissig Bomben in die Gänge werfen». Während seinen Ermittlungen trifft er auf einen dreiköpfigen sechsäugigen Urfisch. Das arme Viech ist zu allem hin auch noch mit einem aztekischen Fluch besetzt und bringt dem einen oder anderen

Zeugen den Tod, was die Sache zusätzlich erschwert. Dennoch deckt Riley nebenbei, fast so wie im Fernsehen, wo die Lösung eines Falles nach zehn Minuten wie «Butter aus einem zerboxten Euter» tropft, einen Skandal auf: Drogen im Trinkwasser. Der Text strotzt nur so vor skurrilen Vergleichen, Metaphern, Metastasen. Im Anhang wird dem Leser ein Einblick in die Kriminalakte gewährt, wo sich unter anderem auch ein Artikel aus dem St.Gurkener Tagblatt findet. Und dann? Dann beginnt das wahre Leben und das «würde wie immer sein: bitter, unberechenbar, ewig und sinnlos; doch ebenso weit, tröstlich und schwer wie ein singender Buckelwal, ungeheuer in all seiner zarten Bitterkeit und seiner gnadenlosen Leere.»

Michael Spittler und Constantin Seibt. Das Un-Glück. Ein Schlüsselroman. Paranoia City Verlag.

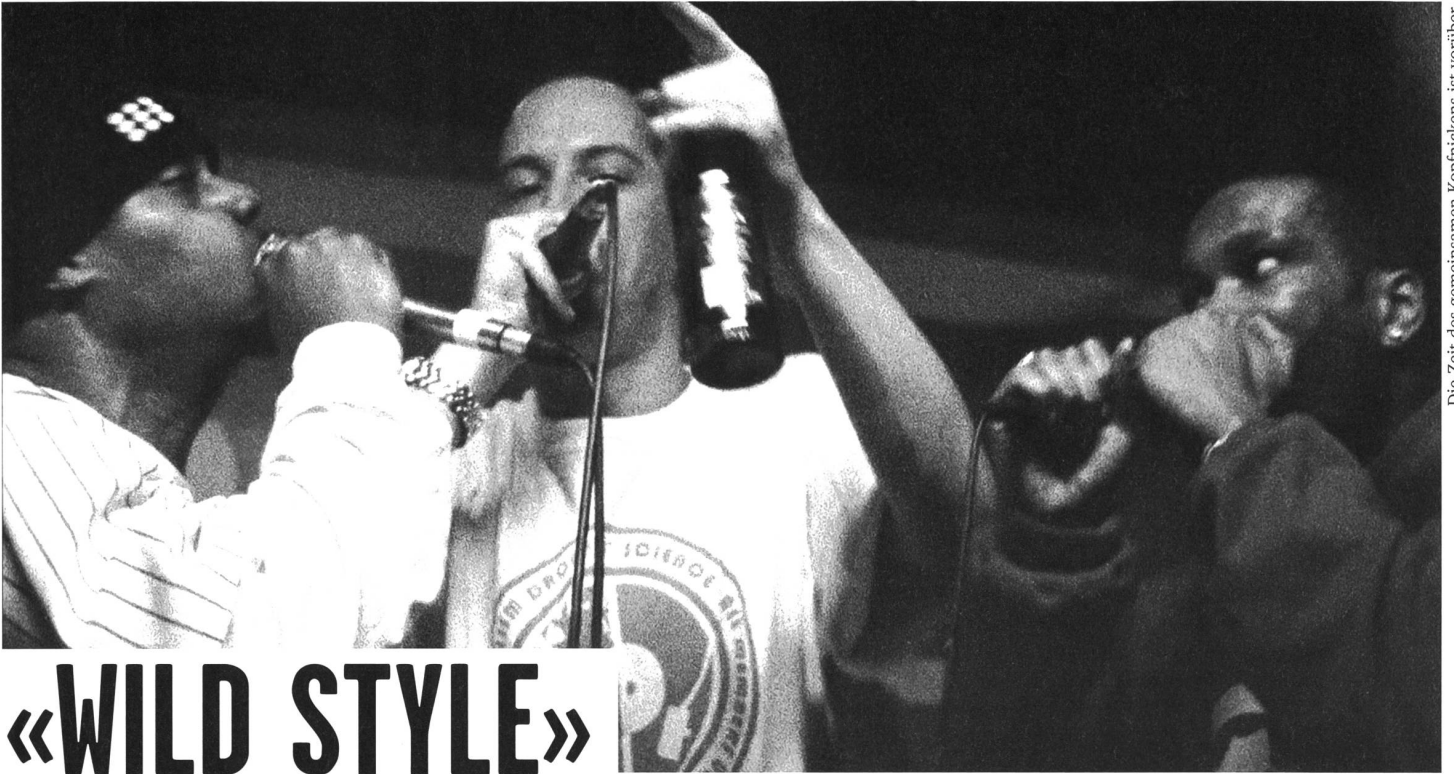


TOLLPATSCHIGER PSYCHOANALYTIKER

Dai Sijie hat den verflixten Zweitling herausgebracht. Ein guter, doch an den wunderschönen, feinen Debutroman «Balzac und die kleine chinesische Schneiderin» kommt dieser nicht heran. «Muo und der Pirol im Käfig» trägt im französischen Original den passenderen Titel «Le complexe de Di». Di ist ein Schweineinnereinen und andere Sauereien liebender Richter, der gerne persönlich hinrichtet und zudem die grosse Liebe des Antihelden Muo hinter Gitter gebracht hat. Mit Geld lässt er sich nicht bestechen, davon hat er schon genug. Er gebärdet sich wie ein böser Feuer speiender Drache: Eine Jungfrau soll Muo ihm bringen. So macht sich der tollpatschige Psychoanalytiker (so tollpatschig, dass er bisweilen einfach nur nervt, und man sich wünscht, der Roman würde sich einer anderen Figur zuwenden) auf, eine Jungfrau zu suchen, um seine Prinzessin aus den Klauen der Bestie zu befreien. In Gedanken ständig beim Xiansheng Freud, stolpert der kurzsichtige Muo, selbst noch Jungfrau, nach 20 Jahren Exil in Frankreich durch das postmaoistische «moderne» China. Wie schon bei der kleinen Schneiderin haftet der Geschichte eine gewisse «Zeitlosigkeit» an. Würde nicht ab und zu ein Mobiltelefon oder eine breakdancende Jungfer erwähnt,

könnten die Geschehnisse auch schon fünfzig oder noch mehr Jahre zurückliegen. Vielleicht wäre es damals aber noch einfacher gewesen eine Jungfrau zu finden. Muo hat jedenfalls seine liebe Mühe damit, eine aufzutreiben, und wenn doch, dann kommen sie ihm stets wieder abhanden oder er entjungfert sie und sich gleich selbst. Dai Sijie selbst lebt nach Jahren der kulturellen Umerziehung in einem Bergdorf als Schriftsteller und Regisseur seit 1984 in Paris.

Dai Sijie. Muo und der Pirol im Käfig. Piper Verlag 2004.



Die Zeit des gemeinsamen Kopfnickens ist vorüber.

«WILD STYLE» MADE IN BERLIN

48

Nonstop Hip-Hop: Der Konstanzer Till Hastreiter widmet sich in seinem ersten Spielfilm der Berliner Hip-Hop-Szene und verarbeitet damit seine eigenen Jugenderfahrungen. «Status Yo!», im Januar im Kinok, ist authentisch, bleibt aber ein Puzzle. von Carlos Hanemann

«Oh Mann, was für ein Auftritt! Die Berliner kommen! Die machten richtig Platz für uns, als wir kamen, traten einen Schritt zur Seite und schauten uns respektvoll an. Natürlich passierte auch auf der Frankfurt-Jam genau das, was immer passiert, wenn Berliner da sind. Es gab Stress. Sobald Berliner aufliefen, gab es immer das volle Programm, Randalen, Schlägereien, Strassenschlachten.»

Anfang der 90er Jahre trug deutscher Hip-Hop noch Windeln statt Goldketten und blickte nach Übersee, zu den Grossen aus New York. Einzig die Berliner Sprayer erlebten zu dieser Zeit einen ersten Höhepunkt und sorgten in ganz Deutschland für Aufsehen, wie Graffiti-Legende «Odem» in seiner Biographie schreibt. Sein Buch hat heute, fast zehn Jahre nach dem Erscheinen, einen festen Platz im Regal eines jeden Hip-Hop-Fans - gleich neben der Graffiti-Bibel «Subway Art» oder Filmklassikern wie «Wild Style», «Beat Street» und «Style Wars». Jetzt möchte sich einer in die Hall of Fame des Hip-Hops ein-

reihen, der mit eben diesen Filmen gross geworden ist: Till Hastreiter mit seinem Streifen «Status Yo!».

Der Inhalt von «Status Yo!» ist schnell erzählt. In einem musikalischen Episodenfilm beleuchtet Hastreiter das Leben von zwölf Protagonisten der Berliner Hip-Hop-Szene. Da ist etwa der vorlaute Yaneq, der innerhalb von 24 Stunden den «fettesten Jam» des Jahres auf die Beine stellen soll, oder der Krankenpfleger Sera Finale, dem das Gras-Dealen mit seinen Patienten zum Verhängnis wird. Er verliert den Job. Vern versucht für seine Breaker-Kollegen, die «5Amox», einen Auftritt in einem Videoclip zu organisieren, und Sprayer Dany jagt seinem Traum nach, die einzige weiss gestrichene S-Bahn Berlins zu besprühen.

Zwölf Fische im Tümpel

Der Film Hastreiters ist aber keine Hip-Hop-Dokumentation. Es ist eine «dokumentarische Fiktion» (Hastreiter) über junge

Erwachsene in Berlin, deren aller Leben sich zufällig um Hip-Hop dreht, sei es rappend, scratching, tanzend oder sprühend. Nicht die Handlung macht den Streifen zum Hip-Hop-Film, sondern der Rahmen, in dem sich die verschiedenen Geschichten abspielen. Regisseur Hastreiter taucht ein in den Tümpel Hip-Hop und beobachtet mit wackliger Handkamera, wie sich zwölf verschiedene Fische in ihrem Mikrokosmos, der einzigen Gemeinsamkeit, bewegen.

Als «Status Yo!» 2004 in die deutschen Kinos kam, bejubelten die Kritiker das Filmdebüt Hastreiters, der sich bis dahin mit Werbefilmen das Überleben sicherte und Geld sammelte für seinen ersten Film. Und tatsächlich hat der Indie-Film eine interessante Geschichte: Hastreiter, Jahrgang 1970, war Mitte der 80er selbst Teil der damals noch jungen Hip-Hop-Szene, breakte mit Freunden und legte auf als DJ. Danach ging er in Prag und Budapest auf die Filmschule. Als er nach Deutschland zurückkam, war aus dem kleinen Baby, das zu Hastreiters Zeit noch in den Kinderschuhen gesteckt hatte, ein grosser und berühmter Rap-Star geworden.

«Es ist jetzt wirklich eine Jugendkultur», erklärte Hastreiter in verschiedenen Interviews. Grund genug für ihn, seine eigene Jugend in einem Film zu verarbeiten. Hastreiter

MYSTERIOUS SKIN

Brian wacht mit blutiger Nase in einer Höhle auf. Der Achtjährige hat keine Ahnung, was



mit ihm passiert ist und kann sich an nichts erinnern. Der Zwischenfall verändert sein Leben drastisch: Angst vor der Dunkelheit, Alpträume und Ohnmachten

plagen ihn. Zehn Jahre

später ist Brian davon überzeugt, dass er als Kind von Ausserirdischen entführt wurde. Und er glaubt, einzig Neil könnte das Rätsel seiner Kindheit lösen. Neil ist ein achtzehnjähriger Aussenseiter, der so gut aussieht, dass sich alle auf der Stelle in ihn verlieben. Neils sexu-

elle Entdeckungsreise führt ihn nach New York, während die Suche nach der eigenen Identität Brian zu Neil führt. Bald merken die beiden, dass der Schlüssel für eine glückliche Zukunft in der Verarbeitung ihrer dunklen Vergangenheit liegt ... Die Los Angeles Times bezeichnete Gregg Araki als einen «der vielversprechendsten amerikanischen Regisseure der letzten zehn Jahre». Seine Filme liefen an den grossen Festivals von Berlin, Venedig, Toronto, London und New York und festigten seinen Ruf als Rebell, Nonkonformist und unabhängigen Filmemacher. In seinem achten Spielfilm schafft es der asiatisch-amerikanische Regisseur, das Thema Kindsmisbrauch tabu- und schonungslos darzustellen. «Mysterious Skin» besticht durch wunderschöne poetische Bilder, aber auch viel Härte. (sm)

suchte im Bekanntenkreis nach Hip-Hop-Aktivisten, die in einem Film sich selbst spielen wollten, und wurde fündig. Alle Hauptfiguren in «Status Yo!» sind Laienschauspieler aus der Szene. Gedreht wurde mehr oder weniger ohne Drehbuch und feste Dialoge. Es gab nur wenige dramaturgische Fixpunkte, die eingehalten werden mussten. Diese Freiheit für die Darsteller macht den Film authentisch und frei von jeglicher Mochtegern-Einfühlsamkeit. «Status Yo!» wirkt echt, und ein Schuss Selbstironie hilft dem Film, sich von totaler Ernsthaftigkeit zu befreien.

Fehlende Stars

Trotzdem, einige Zweifel bleiben. Einerseits bleibt der Film bis zum Schluss verzettelt, ein Puzzle, das nie vollständig zusammengesetzt wird. Zudem verpasst es der Film, das Dilemma der heutigen Hip-Hop-Szene anzusprechen, zwischen breiter Jugendkultur und totalem Ausverkauf zu stehen. Die Undistanziertheit des Hip-Hop-Fans Hastreiter ermöglicht zwar Echtheit und Nähe, verführt den Regisseur aber auch zu einer nostalgischen Verliebtheit in eine Szene, die heute so nicht mehr existiert. So genannte Jams, an denen Rapper, Breaker, DJ's und Writer zusammenkommen, um gemeinsam mit den Köpfen zu nicken, sind etwa so selten geworden wie Schnee im Sommer.

Die vier Hip-Hop-Elemente gehen ihre eigenen Wege: Rapper und DJ's sind Popstars geworden, Breakdance eine Szene für sich und die Sprayer verstecken sich immer noch lieber in den U-Bahn-Schächten Berlins. Und obwohl sich «Status Yo!» gerne an Hip-Hop-Klassikern wie «Wild Style» und «Beat Street» orientiert (auch dort will ein Sprayer einen sagenhaften weissen U-Bahn-Zug bemalen), wird er kaum den Platz neben «Wild Style» einnehmen. Dazu fehlt es «Status Yo!» schlicht an Klasse und Hip-Hop-Prominenz, die in den Klassikern gezeigt wird. Man vermisst vergleichbare Grössen wie Grandmaster Flash, die Cold Crush Brothers, Fantastic Five, Double Trouble oder Lee.

«Status Yo!» läuft im Januar im **Kinok**, Grossackerstr. 3, St.Gallen. Genaue Spieldaten siehe Kalender.

IRENE SCHWEIZER

Musik ist ihr Leben, das wusste sie schon als Zwölfjährige. Als Irène Schweizer in den fünf-



ziger Jahren als Pianistin in Zürich auf die Bühne trat, war sie eine kleine Sensation. Frauen sangen und tanzten, aber spielten nicht Jazz! Der Flügel war ihr Beglei-

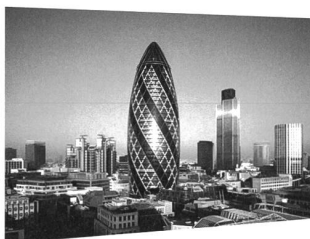
ter und ihre Inspiration – in

den verrauchten Jazzlokalen der sechziger, im politischen Aufbruch der siebziger, in der Frauenbewegung der achtziger Jahre. Wenn sie ihn mit Armen und Ellenbogen auch als Schlaginstrument gebrauchte, war das Publikum nicht nur begeistert. Doch ihre radikalen Ideen, ihr

Mut und ihre Offenheit für neue Einflüsse haben ihre Auftritte bis heute zu faszinierenden Erlebnissen gemacht. In ihrem Portrait zeichnet Gitta Gsell den Lebenslauf der wohl bekanntesten Jazzmusikerin aus der Schweiz nach: die Jugendjahre im elterlichen Gasthof, die ersten Berührungen mit Dixieland in den sechziger Jahren, schliesslich der Weg zum eigenständigen Improvisationsspiel, das die Pianistin weit über die Landesgrenzen hinaus bekannt gemacht hat. In Interviewpassagen kommt sie selbst zu Wort, aber auch Mitspieler und Weggefährtinnen geben Auskunft. Wie in ihrem Leben spielt auch im Film die Musik die erste Rolle und gibt der Spurensuche ein-drucksvolle Dichte. (sm)

BUILDING THE GHERKIN

Genau einen Monat und einen Tag nach dem Anschlag aufs New Yorker World Trade Center wird in London der erste Stahlträger eines

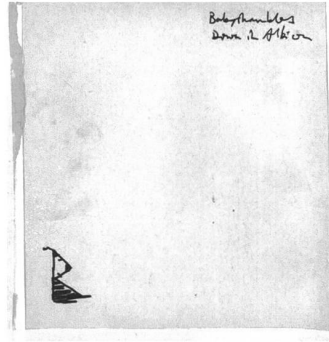
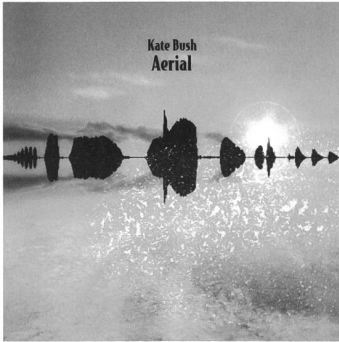


neuen Wolkenkratzers in Position gehievt. Die Frage ist unvermeidlich: Ist es richtig, einen so Aufsehen erregenden Turm mitten im Londoner Finanzviertel zu

bauen, auf einem Platz, wo schon einmal eine Bombe hochging? Doch auch sonst gibt das vierzigstöckige Hochhaus Anlass zu Kontroversen. Norman Foster, einer der visionärsten zeitgenössischen Architekten, nennt sein Design des SwissRe London Hauptquartiers «radikal – in sozialer, technischer, architektonischer und räumlicher Hinsicht».

Grösse und Form des neuen Turmes sind in der Tat so radikal, dass das Gebäude in den Medien von Beginn weg als «erotische Gurke» bezeichnet wird. Die Schweizer Journalistin und Dokumentarfilmerin Mirjam von Arx dokumentiert die Entstehungsgeschichte dieser neuen Architekturikone. Sie begleitete den Architekten und die Projektleiterin durch die gesamte Projektierungs- und Bauphase und ermöglicht einen spannenden Blick hinter die Kulissen eines derartigen Bauprojektes. Fünf Jahre lang hat sie Planung und Bau des einzigen Wolkenkratzers, der in den letzten dreissig Jahren in London eine Baugenehmigung erhielt, verfolgt. Die Geduld hat sich gelohnt: Angelegt als Langzeitstudie, bildsprachlich originell, im Tonfall britisch-humorvoll ist Mirjam von Arx ein fesselndes architekturhistorisches Dokument gelungen. (sm)

Alle Filme laufen im Januar im **Kinok** St.Gallen. Genaue Spieldaten siehe Kalender.



KATE BUSH.

Zu Beginn ein kleines Märchen: In grauen Vorzeiten stieg ein zärtlich-schöner «Engel» vom düsteren England-Himmel und brauste wild durch die Landschaften seiner Jugend. Er sang in jugendlichem Übermut von erotischen Phantasien um ein Saxophon, beklagte eine inzestuöse Liebe und gefiel sich als willige Pop-Lolita. Vögel begleiteten ihn auf dem Flug. Keine Hitchcock-Vögel, sondern eher friedliche Seemöwen. Als der «Engel» später den irdischen Namen Kate Bush angenommen hatte und all seine Leidenschaft den «Hounds Of Love» widmete, waren sich plötzlich auch die Nasenrumpfer einig, dass da eine grossartige Künstlerpersönlichkeit zur Reife gelangte. Eine Babypause machte aus dem «Engel» endgültig einen Menschen aus Fleisch und Blut. Lange, lange Zeit danach kehrte Kate Bush zur Kunst zurück und schuf mit «Areal» (Emi) eine Schöpfung aus Natur, alter Musik, esoterisch angehauchten Sinfonien, vokalen Seitläuten, himmlischer Spiritualität und dem Klang des Kosmos. Am Ende dieser verrückten, elegischen Doppel-CD wurde aus Kate wieder ein «Engel», der sich in alter Manier von Vogelstimmen begleiten liess und wie irr ins Mikrophon lachte. War er nun endgültig durchgedreht? Wahrscheinlich! Aber das verzieht ihm jeder nach dieser Platte. – Stimme aus dem «Off»: «Hoffentlich müssen wir nicht wieder elf Jahre auf die Niederkunft dieser zwei geliebten Flügel warten!»

BABYSHAMBLES.

Das Bild des Künstlers als Dandy. Als Supermodelverführer. Als Alkie und Junkie. Als Existenzler und Selbstzerstörer. Pete Dohertys Leben gleicht einer Geisterfahrt durch die Untiefen der Punkkloaken: Ausgangssperren, Gerichtstermine, Anti-Heroin-Implantate und Paparazzi. Die Liste liesse sich beliebig verlängern. Eines kann man dem froschäugigen Poeten und Rockmusiker mit dunklen Haarsträhnen und Schollmund aber nicht nehmen: seine scheinbar unzerstörbare Liebe zur Musik. Vielleicht die einzige Konstante in seinem Erden-Dasein. Nicht lange nach dem Ende der Libertines ging er mit einer wild zusammengewürfelten Band namens Babyshambles ins Studio und nahm unter der Ägide von Ex-Crash-Gitarrist Mick Jones das Album «Down In Albion» (Phonag) auf. Schnell musste es gehen, bis die 16 Tracks im Kasten waren. Doherty ist nicht der Typ fürs Feilen, Proben und Überarbeiten. Ist ein Song geschrieben, ist er bereits beim nächsten. Das passt zu seinem nervösen, unsteten und ruhelosen Charakter. Die Platte widerspiegelt das: Fast meint man, bei irgendwelchen Proben live dabeizusein. Der Band beim Jammen über die Schulter zu schauen. Zwischendurch trägt einer Bier und Zigaretten in den versifften Studioraum, der von Kate Moss' Parfümfahne durchweht ist. Im simplen, messerscharfen «Fuck Forever» kreischt Doherty wie ein Jarvis Cocker auf Speed; «A Rebour» ist eine Verbeugung vor Joris-Karl Huysmans dekadentem Kultroman; der Drogensong «Pipedown» scheppert unwiderstehlich; «Albion» ist die schönste Popballade 2005; im herrlichen Reggae «Sticks And Stones» wird fröhlich gepfiffen, und den «Loyalty Song» veredelt eine Schnorrägigä. Dazwischen viel Unfertiges, Schludriges, genuin Skizzenhaftes. Ich nehme mal an, Pete Doherty wird nicht sehr alt (Kunststück!). Sollten alle Stricke reissen, wäre «Down In Albion» gar sein Vermächtnis. Gauslicher Gedanke!

BROKEN SOCIAL SCENE.

Alle haben es geschrieben und viele inzwischen gecheckt: 2005 war das (Pop-)Jahr der Kanadier. Von dort kommt auch das Kreativkollektiv Broken Social Scene, eine Art Villa Kunterbunt, mit Musikern und Musikerinnen besetzt, die auch in anderen bekannten Bands (Feist, Stars, Metric, u.a.) ihren Schöpfungsreichtum unter Beweis stell(t)en. Vergangenen Herbst zeigte nach zweijähriger Pause das Mutterschiff wieder Flagge und warf mit einem gewaltig pompösen, ambitiös selbstbetitelten Doppelalbum (Tba) Anker. Selten hat mich eine indieselige Platte so verwirrt, so allein gelassen zwischen unbedingter Anziehungskraft und enervierender Unzugänglichkeit. In guten bis genialen Momenten aber reisst die grosse Truppe mit Riesenorchester einen wahren Mahlstrom von seelischen Ausbrüchen und Explosionen in die Rillen. Als würden alle Egos der Mitwirkenden nach ihren Seitensprüngen zum kollektiven Orgasmus ansetzen. Da bleibt kein Auge trocken. Der Song «7/4 (Shoreline)» wird mit seiner ausufernden Verve und Dringlichkeit von der Stimme von Leslie Feist zusammengehalten. Wie sie überhaupt eine Brücke schlägt zwischen den Stellen, an denen die Instrumentenflut alles zu überströmen droht, und den eher epischen Momenten. CD 1 endet mit dem fast zehnteiligen Seesturm «It's All Gonna Break». Danach befiehlt der Kapitän Aufräumen und Ruhe. Diese tut dann auch wohl.

THE WHITE BIRCH.

An einem Dezembertag hörte ich in der warmen Küche den Song «Storm-Broken Tree» und musste unwillkürlich an Jim Jarmuschs neuestes Meisterstück «Broken Flowers» denken. Winston (Jeffrey Wright) besucht eines Abends seinen Freund Don (Bill Murray) in dessen Wohnung. Dieser hört gerade klassische Musik und sitzt wie immer regungslos. «Verdammt einsam hier», meint Winston lakonisch. Don hätte auch «Come Up For Air» (Namskeio) der norwegischen Band The White Birch hören können und Winston hätte nicht anders reagiert. Eiskristalle an den Fensterscheiben sehen manche Leute, wenn sie diese CD hören. Andere träumen von Schneeflocken im Polarlicht. Schöne Assoziationen für eine Musik, die sich einem Teppich gleich zeitlupehaft in der Wohnung ausrollt. Letzteres schon ein zu kräftiges Wort für diese filigranen Streicherlandschaften. Frontmann Ola Fløttum singt, als hätte er Angst, Weingläser zerspringen zu lassen. Und die Band schleicht in Moonboots um ihn herum.

SIEBERS JANUARLOCH-PODÄSCHTLI:

- {1} **Kate Bush** Aerial
- {2} **Madonna** Confessions On A Dancefloor
- {3} **Björk** Homogenic (1997)
- {4} **Babyshambles** Down In Albion
- {5} **Gorillaz** Demon Days
- {6} **Broken Social Scene** Broken Social Scene
- {7} **The White Birch** Come Up For Air
- {8} **Bonnie «Prince» Billy** Summer In The Southeast